

Dr. Dieter Helmuth Stolz:
Laudatio auf Jacob Picard

Wandert man am Untersee auf der Halbinsel Höri, im Hegau oder im weiteren alemannischen Land, so stößt man hier und dort auf Gottesäcker, deren Grabsteine hebräische Inschriften zeigen. Es sind die letzten sichtbaren Erinnerungszeichen an jüdische Gemeinden, die vor allem nach dem Dreißigjährigen Krieg in einigen Dörfern dieser Landschaft entstanden, die darob »Judendörfer« genannt wurden, eine Bezeichnung, der in keiner Weise irgendwie ein abwertender oder abfälliger Beigeschmack anhaftete. Sie besagte lediglich, daß in diesen Gemeinden im Gegensatz zu den rein christlichen Dörfern auch Juden in mehr oder minder großer Zahl lebten. Für unseren Bodenseeraum sind dies die Orte Gailingen, Randegg, Wangen und Worblingen. Nachdem die oberschwäbischen Städte, darunter auch Überlingen, seit dem 15. Jahrhundert keine Juden mehr in ihren Mauern duldeten, dürften sich wohl bereits damals einzelne Juden in diesen Orten niedergelassen haben. Die furchtbare Dezimierung der Bevölkerung durch den Dreißigjährigen Krieg, besonders in der zu Vorderösterreich gehörenden Grafschaft Nellenburg im Hegau, führte dazu, daß die Grundherren einzelner Ortschaften die Ansiedlung jüdischer Familien gestatteten, vor allem auch, um durch deren Abgaben, die nicht unbedeutend waren, einen Ersatz für den aus der Verminderung der Einwohner entstandenen Steuerausfall zu haben. Im Laufe der Jahrzehnte wuchsen diese jüdischen Gemeinden, ihre Blütezeit lag im 19. Jahrhundert. Das besagen schon einige Zahlen, wie sie das »Hof- und Staatshandbuch für das Großherzogtum Baden« im Jahre 1834 verzeichnet. Damals lebten im Seekreis, der 19 Amtsbezirke mit 377 Gemeinden umfaßte, insgesamt 1266 Juden, von denen nicht weniger als 1256 auf das Amt Radolfzell entfielen. Gailingen war das größte dieser Judendörfer mit 672 Juden, deren Zahl damals sogar die der christlichen Einwohner um 20 übertraf. Es folgten Randegg mit 294, Wangen mit 227 und Worblingen mit 63 jüdischen Bewohnern. Hatte zunächst nur Gailingen eine Synagoge, so folgten bald auch die anderen

Dörfer wie Wangen im Jahre 1827. Die einzelnen Judendörfer errichteten sich ihre eigenen Friedhöfe. Es entwickelte sich ein jüdisches Gemeindeleben mit allen Einrichtungen für religiöse, geistige und Wohlfahrtsbedürfnisse. Die Juden in diesen Gemeinden wie überhaupt in ganz Südwestdeutschland kannten keine dumpfe Ghettoluft. Dank der vorbildlichen liberalen Einstellung, die damals das Land Baden vor allem unter Großherzog Friedrich I. auszeichnete, wurden die Juden zu vollgültigen Staatsbürgern mit allen Rechten und Pflichten. Sie lebten in diesen Dörfern in gegenseitiger Achtung und Toleranz, ja Freundschaft mit ihren christlichen Mitbürgern und Nachbarn, fühlten sich mitverantwortlich am Geschick der Gesamtgemeinde, und selbst das Amt eines Bürgermeisters stand ihnen offen, wie dies für Gailingen der Fall war, wo Leopold Guggenheim von 1870-1884 segensreich die Geschicke des Dorfes leitete. Im Rahmen des ländlichen Wirtschaftslebens hatten die Juden als Händler ihre feste Aufgabe. Gleichzeitig besaßen die meisten Grund und Boden, unterhielten selbst eine kleine Landwirtschaft, säten und ernteten, gingen hinter dem Pflug und verwuchsen so mit diesem Land, das ihnen Heimat bedeutete. Mit dem Aufkommen der größeren Städte begannen vor allem jene, die keinen Grund und Boden besaßen und darum nicht so feste Wurzeln geschlagen hatten, abzuwandern. Der Rückgang der Juden in diesen Dörfern im Laufe des letzten Drittels des vergangenen Jahrhunderts war unterschiedlich. Am stärksten in Worblingen, wo 1900 nur noch drei jüdische Mitbürger lebten. Randegg hatte um diese Zeit noch 80, Wangen 63, und Gailingen war mit 750 Juden immer noch das zahlenmäßig stärkste Judendorf in unserem Gebiet. Aber die Abwanderung hielt an. Als der Antisemitismus 1933 zum Staatsprogramm erhoben wurde, gab es in Worblingen bereits überhaupt keine Juden mehr. In Gailingen waren es noch 314, in Randegg 62 und in Wangen 21. Nach dem Inferno, das dann über die deutschen Juden hereinbrach, hat Randegg heute keine Juden mehr. Nach Gailingen und Wangen kehrten drei zurück.

Verschwunden sind die Synagogen, und der Begriff »Judendörfer« ist zu einem historischen geworden. Und wenn auch noch die jüdischen Friedhöfe bestehen, so wären diese Judendörfer und ihr einstiges Leben wohl unabänderlich der Vergessenheit anheim gegeben, hätte

nicht Jacob Picard sie zum Hintergrund und Schauplatz seiner im Band »Die alte Lehre« zusammengefaßten Erzählungen und Anekdoten gemacht. Er hat ihnen so als erster ein literarisches Denkmal gesetzt, doch es ist weit mehr als dies, wie noch zu zeigen sein wird.

Jacob Picard, selbst aus Wangen am Untersee stammend – seine Vorfahren dürften bereits Ende des 15. Jahrhunderts dort sesshaft geworden sein – hat 1959 im Jahrbuch des »Leo Baeck Institute« New York unter dem Titel »Childhood in the Village« in englischer Sprache seine Kindheit im Heimatdorf Wangen geschildert. 1934 hatte er in einem »Bodensee-Erlebnis« betitelten Essay in Velhagen und Klasing's Monatsheften jenen für sein Wesen und Schaffen bekenntnisreichen Satz geschrieben: »Wer aber in ihr – nämlich der Bodenseelandschaft – geboren wurde und als Jugenderlebnis ihr Bild zum Symbol seines Lebens mit sich trägt, der ist gesegnet.« Und rund 22 Jahre später bekennt er sich trotz allem, was ihm angetan worden war – Schreibverbot, Einstampfung gerade jener Erzählungen, die wir heute auszeichnen dürfen –, schließlich Flucht mit knapper Not über Rußland, Korea, Japan nach den USA, wo er lange Jahre unter schwierigsten wirtschaftlichen Verhältnissen und mit niedriger Arbeit, der Sprache fremd und in dem früheren Beruf als Jurist nicht verwendbar, sein Dasein fristen mußte, da bekennt Picard in dieser Schilderung seiner Kindheit sich wiederum zu den physischen und geistigen Wurzeln dieser seiner Bodenseeheimat, wenn er schreibt: »Was mich betrifft, so blieb mir das Bild meines Heimatortes mit seiner Szenerie und seinen sozialen Formen durch Jahrzehnte meines Lebens erhalten. Es schenkte mir geistige Nahrung, wenn ich fort war, in großen Städten lebte und mich selbst als Glied der größeren deutschen Gemeinschaft empfand. Es beseelte mich bis zu dem Tag, an dem ich über den Ozean emigrieren mußte. Sogar jetzt noch, so viele Jahre später, da ich zwangsläufig neue Wurzeln in einem fremden Lande geschlagen habe, muß ich gestehen, daß dies für mich wie für meine Väter noch der fruchtbare Boden ist, aus dem ich körperliche und geistige Kraft ziehe, auch wenn sich alles seit meinem endgültigen Fortgang verändert hat.«

Und als Jacob Picard vor einigen Jahren nach Europa zurückkehrte – inzwischen Bürger der USA geworden –, hat er obige Feststellung

noch ergänzt durch den bezeichnenden Satz: »Aber man kann nicht hundert Jahre in einer Landschaft gelebt haben wie der meiner Jugend und alles in zwei Jahrzehnten Emigration vergessen.« Es ist bezeichnend, daß Jakob Picard, als er in Amerika die Schilderung seiner Kindheit niederschrieb, vor sich, wie ein Symbol, ein prähistorisches Nephritbeil liegen hatte, das er bei seinem letzten Besuch in Wangen noch kurz vor seiner Emigration aus dem Schlamm am heimatlichen Ufer des Untersees ausgegraben und mit in die Fremde genommen hatte.

Aber es waren neben der Landschaft noch andere Kräfte, wie aus diesen Kindheitserinnerungen deutlich wird, die einen bestimmenden Einfluß auf den werdenden jungen Menschen ausübten und die später in verschiedener Weise auch in seinem schöpferischen schriftstellerischen Werk in Erscheinung treten sollten. Da ist zunächst die starke Persönlichkeit seines Großvaters väterlicherseits, in dessen Haus Picard mit seinen Eltern lebte, hochgeachtet gleichermaßen bei Juden und Christen, dessen starke Gläubigkeit dazu führte, wie Picard selbst sagt, »daß die jüdische Religion ihn von Anbeginn wie die Luft umgab und das Leben selber war«. »Dieser große tröstliche Glaube, der uns bis heute gerettet hat«, wie Jacob Picard bekennt, durchzieht viele dieser Erzählungen und Anekdoten wie ein roter Faden, jedoch ohne Pharisäertum oder Überheblichkeit gegenüber anderen religiösen Anschauungen. Zwei seiner Erzählungen in dem preisgekrönten Werk zeichnen in eindrucksvoller Weise das Bild des Großvaters.

Wohl entscheidend für die Weckung und Entfaltung der geistigen Anlagen und der literarischen Interessen wurde für Picard seine in Tiengen lebende, aus dem Elsaß stammende Großmutter mütterlicherseits, eine hochgebildete und belesene Frau, bei der er bis zu seiner Studentenzeit seine Ferien verbrachte. »Diese Ferien«, so schreibt er in seinen Erinnerungen, »trugen viel zu dem bei, was ich geworden bin.« Sie war es, die ihm Gedichte jenes Mannes vortrug, dessen großer Erzählkunst sich Picard später selbst verpflichtet fühlte, Johann Peter Hebel. Die alemannischen Gedichte, von der Großmutter vorgelesen, sprachen ihn so an, daß er sie bald fast auswendig wußte. Aber auch seine ersten eigenen lyrischen Versuche las er, der zunächst als Lyriker begann, dieser aufgeschlossenen Frau vor. Wenn es auch heute

in erster Linie gilt, den Erzähler Picard zu ehren, so wäre das Bild seiner Persönlichkeit und seines Werkes doch unvollständig, würde nicht wenigstens in knappen Linien sein lyrisches Schaffen gekennzeichnet. 1913 erschien sein erster Gedichtband »Ufer«, nachdem schon vor 1910 Theodor Heuss, den Picard seit 1908 persönlich kannte, Verse von ihm gebracht hatte. Als Mentor seiner ersten Gedichte nennt Picard Emanuel von Bodman, Mentor hier aber mehr im landsmännischen als im stil- und formbildenden Sinne gemeint. Denn Picard ist seine eigenen Wege gegangen. Und dies auch dann, als er in Heidelberg mit dem Expressionismus in Berührung kam. Seine ursprünglichen Vorbilder waren die großen Schweizer Dichter des ausgehenden 19. Jahrhunderts gewesen. In München wies ihm dann Stefan Georges strenge Formzucht weitere Wege, ohne daß er aber je zu dessen Kreis gezählt hätte. Aber auch von Hermann Hesses erster Gedichtsammlung war Picard tief beeindruckt, nicht minder von den Gedichten Hans Carossas. Wie man Picard und sein lyrisches Schaffen damals im Heidelberger literarischem Freundeskreis sah, mag man daraus erkennen, daß er dort gelegentlich »Bodensee« genannt wurde. Sein zweiter, 1920 erschienener Gedichtband »Erschütterung« ist gekennzeichnet durch sein Erlebnis des Ersten Weltkriegs, aus dem zwei seiner Brüder nicht mehr zurückkehrten. Und die letzte, 1960 von Freunden des Dichters zusammengestellte Gedichtsammlung »Der Uhrenschatz« wird in ihrer Aussage weitgehend bestimmt durch das Erlebnis der Emigration und die nicht verstummende Sehnsucht nach der Heimat.

O diese tausend Jahre
Erschufen unser Bild;
Wohin auch jeder fahre,
Kein Herz, das nicht bewahre,
Was je sein Blut erfüllt.
Der alten tiefen Stimmen
Gesang tönt ewig fort;
Und noch im letzten Glimmen
Der Augen wird verschwimmen
Der gute Väterort.

So heißt es ergreifend in dem 1939 verfaßten Gedicht »Wohin wir ziehen«. Auch Picard zählt zu jener Generation, die als Dichter und Seher schon Jahre vor dem Ersten Weltkrieg das kommende Unheil ahnten – 1912 schreibt er das Gedicht »Fragment vom Weltuntergang«, eine fast visionär zu nennende Schau der Zukunft, wohl sein einziges Gedicht, das man als expressionistisch bezeichnen könnte. Und Jahre vor dem letzten Kriege äußerte Picard resigniert: »Ruhm, was ist das angesichts der Hoffnungslosigkeit unseres Geschlechts?« So klingt immer wieder in seinen Versen ein Zug von Melancholie, von Einsamkeit und Resignation an, wie in jenem 1911 erschienenen und seither häufig gedruckten Gedicht »Heimfahrt«, aus dem Erlebnis des herbstlichen Sees erwachsen:

Da wir müd vom Fischen heimwärts kehren,
Feuchte Netze hängen über Bord,
Hören wir verhüllt nur da und dort
Andre, die die Winterboote teeren.
Denn im Nebel loschen allzufrüh
Häuser, Kirche und bebuschte Ufer.
Keiner überhört den dunkeln Rufer
Der in jedem von uns mahnt: verglüh.

Doch trotz dieser Aussagen und Erkenntnisse ist Picard im Ursprünglichen seines Wesens ein »Hymniker der Schöpfung, ein Berauschter der Natur«, wie er mit vollem Recht im Nachwort seines jüngsten Gedichtbandes genannt wird. Wie hätte dies auch bei einem Dichter anders der Fall sein können, der wie er in seinem ganzen literarischen Schaffen so stark von der idyllischen Bodenseelandschaft und der Fülle ihrer bildhaften Eindrücke bestimmt wurde.

Hatte so die Großmutter das literarische Interesse geweckt, so führte ihn der Großvater unbewußt an ein historisches Stoffgebiet, aus dem viele Jahrzehnte später Picard in Amerika eine Gestalt biographisch darstellte. Es handelte sich um die Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs, ein Buch, das dem Großvater deshalb so teuer war, weil darin General Sigel eine große Rolle spielte. Dieser General Sigel war, bevor er nach Amerika hatte fliehen müssen, das eigentliche militärische Haupt der 48er Revolution in Baden gewesen, an der auch

der Großvater teilgenommen hatte. Und eines Tages, so schildert es Picard in seinen Kindheitserinnerungen, habe er von seinem Großvater eine Postkarte erhalten, auf der stand: »Hast Du gelesen, daß mein General umgekommen ist?« Dieses kleine Erlebnis wurde dann für Picard der Anlaß, daß er viele Jahre später in den USA mit einem amerikanischen Stipendium, das er 1945 zur Erforschung des Lebens Franz Sigels erhielt, eine Biografie über ihn verfaßte. Das Manuskript über das Leben dieses Freiheitskämpfers, der seine Laufbahn mit dem Heckerputsch 1848 in Konstanz begann, liegt abgeschlossen vor, ist aber noch nicht gedruckt, lediglich einzelne Kapitel sind bisher in verschiedenen deutschen Zeitungen und Zeitschriften wie auch im Bodenseebuch veröffentlicht worden.

Rückschauend hat Picard die Jugendjahre in Wangen und Tiengen als glücklich bezeichnet. Man möchte diese Bezeichnung »glücklich« heute rückblickend nicht nur im landläufigen Sinn verstanden wissen, sondern ihr insofern einen tieferen Gehalt geben, daß ihm in diesen Jahren die Einflüsse und keimhaften Anregungen durch Landschaft und Familie, Umgebung, Religion und Brauchtum gegeben wurden, die für sein späteres literarisches Werk inhaltlich wie gestaltlich von grundlegender Bedeutung werden sollten.

Man hätte annehmen können, daß ein junger Mensch mit so starken musischen Neigungen auch seine berufliche Wahl darnach richten würde. Zwar studierte Picard zunächst Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte, wandte sich dann aber der Rechtswissenschaft zu und promovierte nach dem Staatsexamen mit dem bemerkenswerten, man möchte fast sagen, ahnungsvollen Thema »Die friedengefährdende Klassenverhetzung«. Doch auch als Rechtsanwalt in Konstanz bis 1925 und später als Syndikus des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller in Rheinland-Westfalen, ein Amt, das er 1933 aufgab, um sich ganz literarisch zu betätigen, war Picard weiterhin schriftstellerisch tätig. In jener Kölner Zeit gehörte er dem »Rheinischen Dichterkreis« um Paquet, Binding, Winkler, Norbert Jacques, Stefan Andres u. a. an. Arbeiten dieser Jahre, Lyrik und Prosa, erschienen in namhaften deutschen und Schweizer Zeitungen und Zeitschriften sowie im Bodenseebuch. 1935 aus der Schrifttumskammer ausgeschlossen, konnte er dann nur noch in der jüdischen Presse zu Wort kommen, bis die Pogromtage von 1938 auch dem ein Ende setzten.

Die ersten Blitze der staatlichen antisemitischen Maßnahmen waren bereits niedergegangen, als Picard mit der Niederschrift der Erzählungen des Buches »Die alte Lehre« begann. Und als dann die ersten der Gleichheit und Würde der Menschen hohnsprechenden Gesetze erlassen waren, erschienen ein Teil dieser Geschichten, die Picard vor allem am Untersee in Horn und Wangen geschrieben hatte und die vereinzelt zunächst in einigen jüdischen Zeitungen erschienen waren, unter dem Titel »Der Gezeichnete« 1936 bei der jüdischen Buchvereinigung Berlin, doch wurde das Buch bald darauf eingestampft. 1956 kam es, ins Amerikanische übersetzt, unter dem Titel »The Marked One« in Philadelphia heraus, wo es einen beachtlichen Widerhall fand. Seit dem letzten Jahr liegt es nun der deutschen Öffentlichkeit wieder vor.

In seiner 1963 veröffentlichten Erzählung »Spur unterm Wasser« hat der vor allem durch sein 1946 erschienenes Buch »Die Gesellschaft vom Dachboden« bekanntgewordene Schriftsteller Ernst Kreuder sich auch polemisch mit gewissen Formen der zeitgenössischen Literatur auseinandergesetzt. Dabei kritisiert er die Neigung der Erzähler der Gegenwart zum Psychologisieren und Monologisieren und fügt dem die treffende Bemerkung an: »Zum Erzählen gehört vor allem die Freude am Erzählen.« Und er fährt nicht minder zutreffend fort: »Der Schreibprozeß zerstört die erzählerische Naivität.« Und darin sieht er eine Erklärung für den fortschreitenden Schwund der erzählerischen Substanz in der heutigen Literatur.

Bei Picard fühlt man in jeder seiner Geschichten und Anekdoten deutlich die Freude am Erzählen. Und wenn wir unter der Kreuderschen Bezeichnung »erzählerische Naivität« die Unmittelbarkeit des Erzählens verstehen, so ist es Picard gelungen, diese voll und ganz zu erhalten bei Wahrung einer sehr gekonnten naht- und bruchlosen Formgebung. Auch er hat sich, wie Berthold Auerbach, der Verfasser der »Schwarzwälder Dorfgeschichten«, einmal betonte, bei der Niederschrift wohl immer als mündlich erzählend gedacht, hat diese Erzählungen zu Papier gebracht, ohne um die Dinge, wie er selbst bekennt, »psychologistisch herumzureden«. Ab und zu unterbricht der Erzähler Picard kurz die Handlung, um aus der Distanz zu dem Geschehen, die den Epiker auszeichnet, eine aus reicher Lebenserfahrung und tiefer

Menschenkenntnis gewordene allgemeingültige Folgerung oder Feststellung zu treffen. Immer ist es der Mensch mit seinen Fehlern und Schwächen, aber auch mit seiner Güte und Großherzigkeit, der im Mittelpunkt der Erzählungen steht. Es sind keine weltbewegenden Ereignisse, um die es hier geht, sondern Konflikte und Spannungen, Probleme und heitere Situationen, die seine Gestalten, keine abstrakte Schemen, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, verursachen und zu bestehen haben als Einzelwesen wie auch als Glieder der Gemeinschaft, in die sie hineingestellt sind. Und diese Gemeinschaft ist in diesen Geschichten zunächst die jüdische, dann die des ganzen Dorfes. Auch Picards Kurzgeschichten sind zum überwiegenden Teil das, was er selbst in einem Essay anlässlich des 200jährigen Geburtstages von Johann Peter Hebel über dessen Geschichten sagte, nämlich nicht bloße Lebensschilderung, sondern auch Konflikt und Entscheidung in Tat und Geschehen, wobei es um die ewigen menschlichen Gefühle und Triebe geht. Dabei erweist sich Picard als ein feiner Kenner menschlicher Psyche, aus deren Regungen und Kräften er das Handeln seiner Gestalten sichtbar zu machen versteht, ohne die heute in der Literatur so gern geübte, mit dem Sezierschneidmesser vorgenommene »seelische Anatomie« anzuwenden. Durch die Unmittelbarkeit seines Erzähltons, der den Leser unwillkürlich in seinen Bann zieht, sind Picards Geschichten und Anekdoten in ihrem kompositorischen Handlungsablauf wie in ihrer zwar schlichten, aber außerordentlich eindrucksvollen, bildhaften Sprache von hohem literarischem Rang, sie sind Zeugnis einer Erzählerbegabung von einer einprägsamen eigenen und unverwechselbaren Art, auch wenn sie unverkennbar in der alemannischen Erzählertradition eines Johann Peter Hebel und Gottfried Keller stehen. Ohne Klage oder Anklage weilt des Dichters Auge mit Güte und Verstehenwollen auf dem Unzulänglichen und Bruchhaften menschlicher Existenz. Die durch menschliche Schwachheit, Fehler oder Irrtum gestörte Ordnung wird wieder ins rechte Lot gebracht oder aber eine Torheit mit einem ironischen Augenzwinkern verzeihend belächelt.

Nur in der Erzählung »Raphael und Recha«, eine mit erstaunlich einfachen Mitteln gestaltete meisterhaften Darstellung menschlich konträrer Wesenszüge, führt Picard den durch den Geiz und die Habgier der Recha bestimmten Handlungsablauf bis zum tragischen

Höhepunkt, dem Selbstmord ihres gütigen Gatten Raphael. Doch folgt dann auch hier als versöhnender Schluß der durch den Tod Raphaels bewirkte Gesinnungswandel der Recha.

Aus dem ganzen Erzählband seien drei Geschichten etwas näher skizziert, eine, weil sie in großartiger Weise die Seelenstärke einer Mutter schildert – diese »Zwei Mütter« überschriebene Kurzgeschichte erhielt bezeichnender Weise bei einem vor zwei Jahren vom Internationalen P.E.N.-Klub veranstalteten Preisausschreiben als einzige deutschsprachige Arbeit bei mehr als 250 Beteiligungen eine Belobigung, sie wurde in Deutschland wie in Amerika auch in mehreren Anthologien aufgenommen – und die beiden anderen Erzählungen deshalb, weil sie in, ich möchte behaupten, einmaliger Weise in der Darstellung des Verhältnisses zwischen Juden und Christen vorbildlich und richtungweisend sein können, ja, sein müssen. In der Geschichte »Zwei Mütter« steht die gütige und hilfsbereite Tante Fradel im Mittelpunkt, die überall da, wo es zu helfen galt, sei es bei jüdischen oder christlichen Familien, mit Rat und Tat zur Stelle war. So auch dem Hannchen Lipschitz, deren Sohn nach Amerika hatte auswandern müssen, von wo er der Mutter allmonatlich einen Brief mit fünf Dollar sandte. Da aber Hannchen Lipschitz weder lesen noch schreiben konnte, übernahm dies bereitwilligst Tante Fradel, an die schließlich der Einfachheit halber der Sohn die Briefe adressierte. Das ging Jahre so, bis plötzlich die Briefe ausblieben. Tante Fradel tröstete Mutter Lipschitz, doch eines Tages traf von fremder Hand ein Brief mit der Todesnachricht des Sohnes ein. Um aber der alten, schon hinfälligen Frau das Leid über die Todesnachricht ihres einzigen Sohnes zu ersparen, schrieb Tante Fradel von nun an monatlich selbst einen Brief, in dem der Sohn von seinem Wohlergehen und sonstigem berichtete. Die fünf Dollar aber stiftete monatlich die Chewra-Kadischa, die wohlthätige Einrichtung der Gemeinde. Und so blieb alles wie bisher, nur daß statt der fünf Dollar jetzt immer schon das Geld in die heimische Währung umgewechselt war. Doch dann kam der 70er Krieg, und Tante Fradels Sohn mußte ins Feld. Lassen wir nun aber den Dichter selbst mit seinen Worten die Geschichte zu Ende erzählen:

»Tante Fradel, diese Mutter, hatte jetzt selbst ihre große Sorge; wir brauchen darüber kein Wort zu verlieren, um es klarzumachen. Aber

sie vergaß darüber keineswegs ihre alte Pflicht, mit Amerika zu korrespondieren, und jeden Monat ging sie mit dem vorgetäuschten Brief über die ausgetretene knarrende Holzterappe hinauf zu Hannchen Lipschitz im Haus hinter der Synagoge.

Aber auch sonst besuchte sie, die doch selbst schon in den Jahren war, die Greisin nun öfters, denn mit der ging es, das fühlten alle, zu Ende. Sie lebte im Grunde nur noch von ihrer Hoffnung auf die Briefe des Sohnes, nein, gar von der, ihn selbst noch einmal sehen zu können. Denn Tante Fradel hatte ihr eines Tages, nachdem sie beim letzten Brief den sehnlichen Wunsch geäußert hatte, ihn wiederzusehen, bevor sie sterbe, einen Antwortbrief vorgelesen, in dem er versprach, bald zu kommen.

Es war aber gerade an jenem Tag in dem harten Winter, da Hannchen Lipschitz sich zum Sterben anschickte, als Tante Fradel und ihr Mann Simon aus dem Felde die Nachricht erhielten, daß ihr Sohn in einer mehrere Tage dauernden Schlacht an einem Flusse, der Lisaine hieß und an der Festung Belfort vorüberfließe, wie in dem Schreiben stand, für das Land gefallen sei. Und das war eben der Tag, an dem es nur noch Stunden währen konnte, bis die alte Frau im Städtchen tot war, deren sich die andere Mutter all die Jahre so angenommen hatte, wie wir geschildert haben. Die Sterbende war zwar schwach am Körper, aber sich doch noch bewußt des wichtigsten Inhalts ihres armen Lebens, des Sohnes, der für sie noch lebte. Und sie sprach von ihm, verlangte nach einem Brief, als könne sie das noch retten.

Und man berichtete ihren Zustand der von Schmerz um den eigenen Verlust beinahe fassungslosen Mutter Fradel. Da erhob die sich, die, wie das Gesetz es fordert, trauernd schon neben ihrem Manne auf dem niederen Stuhl gesessen hatte mit Augen, die vor Tränen kaum mehr sahen, ging hinab und schritt in ihrem schwarzen Kleide zu der Sterbenden, setzte sich neben ihr Bett und las ihr einen heiteren Brief eines Sohnes, der nicht mehr lebte; es gehe ihm gut und er werde bald heimkehren, um bei ihr zu bleiben für immer. Und brachte ihr so, bis sie still einschlief, den Trost, wie sie ihn all die Jahre für sie gehabt hatte, zum letztenmal.«

Von den beiden anderen Erzählungen hat die eine dem ganzen Buch, man möchte fast sagen programmatisch, den Titel gegeben; die

Geschichte »Die alte Lehre« soll, so heißt es einleitend wörtlich, erzählt werden als »ein Bild glücklicher und heiterer Tage und zum Zeichen dafür, wie ein Christgläubiger eine Lehre geben konnte jüdischen Menschen als Vergeltung einmal auch für das, was unsere heiligen Gebote ihnen gegeben haben, all die Jahrtausende her, und wie die jüdischen Leute dankbar dafür waren und froh der Einheit und Gemeinsamkeit ihrer Gesittung«. Und es wird vom Judenbalbier Moischele berichtet, der ein armer Schlucker war. Der litt sehr darunter, daß er nicht wie die anderen an den jüdischen Feiertagen den Segensspruch zur Thora sprechen durfte, da er nicht »schnodere«, d. h. Geld für einen guten Zweck spenden konnte, weil er nun einmal arm war. Als der christliche Bürgermeister davon erfuhr, erschien dieser zum Erstaunen der jüdischen Gemeinde am nächsten Feiertag beim Gottesdienst in der Synagoge, um dort, als es ans Spenden ging, zu rufen: »Worum rufet Ihr d'r Moischele nit uf? Der Moischele müeß ufgerüfe wäre. Ich schnodere für 'ne.« Und so geschah es, daß von da an nun immer am Fest der Gesetzesfreude der dritte Aufruf den ärmsten Mann in der Gemeinde traf, wobei seine Spende von einem anderen, dessen Namen unbekannt blieb, übernommen wurde. Denn, so heißt es weiter, »der christliche Freund hatte ihnen eine Lehre gegeben für alle Zukunft darüber, daß es für den Wert eines Menschen nicht darauf ankomme, was er imstande sei, für gute Zwecke zu geben, sondern darauf, daß der Wille da sei, und er ein frommer und anständiger Mann, der nur sein Tagewerk gut verbringe, sei es auch noch so gering«.

Und schließlich die Geschichte von Hirsch Bernheim, die Picard zur Zeit der französischen Revolution spielen läßt, der im Winter im südlichen Schwarzwald auf den Höfen mit eisernen Nägeln und Wachskerzen handelnd sich einmal zuviel vorgenommen hatte, so daß er nicht mehr rechtzeitig zum Sabbath in seinem Heimatdorf sein konnte, um seine religiösen Pflichten zu erfüllen. So nahm ihn der Hölzlebauer gastfreundlich auf und, wie es in der Erzählung heißt, »beide, der Bauer und seine Frau, die Gemeinsamkeit der Herkunft des eigenen Glaubens und des Gastes mehr im Gefühl als im Bewußtsein und in der Scheu einfacher Menschen vor den geheimen Bräuchen des anderen, seinem und ihrem Gott zu dienen, ließen es sich angelegen sein, alles zu richten, was sie für nötig hielten, seinen heiligen

Dienst nicht zu stören«. So fastete und betete Hirsch Bernheim im Hause der christlichen Wirtsleute, die den gläubigen Dienst des Gastes achteten. Daß ihm dann einige Monate später in einer Lotterie das große Los zufiel, das ihn zum wohlhabenden Manne machte, und er darin einen Lohn Gottes dafür sah, daß er auch im einsamen Schwarzwaldhof seiner Schabbospflicht nachgekommen, sei noch zur Abrundung der Geschichte erwähnt.

Erzählungen wie diese, in denen sich in so eindringlicher Weise der Geist der Brüderlichkeit manifestiert, kann nur der schreiben, der selbst wie Picard von Jugend auf in seinem Heimatdorf diesen Geist im Zusammenleben von Juden und Christen erfahren hatte. Als man daran ging, in Deutschland diesen Geist endgültig zu beseitigen, da fand Picard die Kraft, in seinen Geschichten die versunkene Welt der Judendörfer auch als Zeugnis wider den Ungeist in einer Weise darzustellen, die Dichtung von hohem Rang ist.

Darüber hinaus führen uns diese Geschichten in das Leben der alemannisch-schwäbischen Landjuden und besitzen damit auch einen nicht zu unterschätzenden dokumentarischen Wert. Wir erleben im Jahresablauf die All- und Festtage mit ihren mannigfachen religiösen Bräuchen. Aber auch viele traditionelle Sitten allgemeiner und familiärer Art, die in dem abseits der großen Straßen gelegenen Gebiet des Untersees, des Hegaus und des weiteren Hinterlandes lange Zeit gewahrt blieben, werden in diesen Geschichten gegenwärtig. So erfährt man unter anderem von dem heiteren Feste »Purim«, der Fasnacht ähnlich, oder »Pessach«, dem jüdischen Osterfest mit seinen Seder-Abenden, von »Schewuauus«, einem Erntefest, etwa Pfingsten entsprechend, oder von »Barmitzwo«, einer Art Konfirmation der Knaben, und von all dem, was zu diesen Zeiten in der Synagoge und in der Familie geschah. Man war fromm in diesen Judendörfern, und sich der religiösen Pflichten entziehen, hätte bedeutet, wie dies damals auch bei dem christlichen Teil der Bevölkerung der Fall gewesen wäre, sich selbst aus der Gemeinschaft ausschließen. Unter sich sprachen diese Juden einen an das Fränkische anklingenden Dialekt, mit ihren christlichen Nachbarn alemannisch, mit hebräischen Worten und Begriffen durchsetzt, die von den nichtjüdischen Mitbürgern verstanden und selbst ab und zu gebraucht wurden.

In all diesen Judendörfern entwickelte sich ein ausgeprägter Sinn für bäuerlichen Besitz. Durch ihre Äcker und Wiesen, Obstgärten und sogar Weinberge fühlten sich diese Landjuden mit der Heimat verwachsen, die wiederum ihr Leben trotz aller Eigenständigkeit weitgehend mitprägte. Dies wird immer wieder in diesen Geschichten deutlich.

Picard hat in seinen Erzählungen teilweise Ortsbezeichnungen gewählt, die zwar alemannischen Klang haben, dennoch aber auf keiner Karte zu finden sind. Dies darum, weil er keine jüdischen Lokalgeschichten, sondern Dichtung schrieb, wobei ihm die Wiedergabe der Gesamtatmosphäre der engeren und weiteren Landschaft am Untersee, auf der Höri, im Hegau und darüber hinaus sowie die Zeichnung der Menschen, die aus ihr wuchsen und in ihr lebten, wesentlich war. Damit hat Picard erreicht, daß bei aller landschaftlichen Gebundenheiten seine Geschichten nicht begrenzte Heimatdichtung, sondern wie Johann Peter Hebels Kalendergeschichten oder Gottfried Kellers Geschichtenband »Leute von Seldwyla« allgemeingültige dichterische Aussagen einer ungewöhnlich starken Erzählerpersönlichkeit sind.

1964 Jacob Picard, Den Haag, für sein Werk »Die alte Lehre. Geschichten und Anekdoten« (1963)

* 1883 in Wangen/Höri,

Zunächst Studium der Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte, dann Jura in München, Berlin und Heidelberg, 1914 juristische Promotion und Meldung als Kriegsfreiwilliger, 1919-1924 Rechtsanwalt in Konstanz, dann in Köln und Berlin, 1935 Rückkehr auf die Höri, 1940 Emigration über Russland, Korea und Japan in die USA, 1965 Rückkehr nach Deutschland, † 1967 in Konstanz

Jacob Picard: Das Ufer. Gedichte. Hermann Meister Verlag, Heidelberg 1913

Jacob Picard: Erschütterung. Gedichte. Hermann Meister Verlag, Heidelberg 1920

Jacob Picard: Der Gezeichnete. Jüdische Geschichten aus einem Jahrhundert. 255 Seiten. Jüdische Buchvereinigung, Berlin 1936

Jacob Picard: Die alte Lehre. Geschichten und Anekdoten. Mit einer Einleitung von Josef Eberle. 244 Seiten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1963

Preisverleihung 14. Juni 1964, Laudatio Dieter Helmuth Stolz